Die Marke Goethe

Zur kulturellen Ökonomie literarischer Produktivität

Festschrift für Ulrike Landfester

Herausgegeben von
Daniel Cuonz
Carina Ulrika Gröner
Jörg Metelmann

Königshausen & Neumann

Ulrich Schmid
(St.Gallen)

„Nur die Lumpe sind bescheiden“ Goethe als Architekt seines eigenen Ruhms

Goethe ist das Kunststück gelungen, sich in seiner langen Karriere immer neu zu erfinden. Er wich erfolgreich der Gefahr aus, die jedem Dichter droht, der seine Werke über Jahrzehnte hinweg publiziert: Er wurde nicht zum Epigonen seiner selbst. Goethes persönliche und künstlerische Biographie ist von drei Zäsuren geprägt, die sich ziemlich genau datieren lassen. Bereits in jungen Jahren balancierte er seinen öffentlichen Auftritt als Erfolgsautor zwischen Anonymität und Selbstvermarktung. Diese erste Phase wurde 1775 durch die Berufung nach Weimar beendet. Es folgte eine zweite Phase, in der sich Goethe glücklos als Verwalter und Berater versuchte. Die Arbeit für den Herzog Carl August war auch für ihn selbst unbefriedigend. Die unangekündigte Flucht nach Italien im Jahr 1786 läutete eine neue künstlerische Schaffensperiode ein. Nach seiner Rückkehr wurde Goethe weitgehend von seinen administrativen Aufgaben entbunden und konnte sich in dieser dritten Phase ganz seinen literarischen Projekten widmen. Besonders wichtig wurde in dieser Zeit die Konstruktion seiner eigenen Klassizität. Die vierte Phase setzt mit dem siebzigsten Geburtstag 1819 ein, als Goethe auf dem Höhepunkt seines Ruhms stand. Schon seit längerer Zeit sah Goethe auch die Schattenseiten seiner eminenten Position, er verteidigte aber seine herausragende Stellung eifersüchtig. Bei der Segmentierung seines Lebens übte Goethe eine aktive Rolle aus und präsentierte seine Person jeweils in einem neuen Licht.

Von der Anonymität ins Rampenlicht: Götz, Werther und Clavigo

Bereits als Jugendlicher hatte Goethe ein robustes Selbstbewusstsein entwickelt. Wie sein Psychobiograph Kurt Eissler festhält, erschien dem angehenden Dichter die Welt als „ein großer Platz, [...] eine Arena, nur dazu geschaffen, seine Talente und Fähigkeiten zu entfalten.“ In einem Brief an seine Schwester behauptete der Sechzehnjährige hochtrabend: „Ihr anderen kleinen Mädgen könnt nicht so weit sehen, wie *wir Poeten*“ (Eissler 1987, 81f). Damals studierte Goethe bereits Rechtswissenschaften in

Leipzig. 1770 bezog er die Universität in Straßburg. Anschließend war er als Anwalt in Wetzlar und Frankfurt tätig. Wäre er in seinem angestammten juristischen Beruf geblieben, so hätte er zeit seines Lebens eine unauffällige bürgerliche Existenz geführt. Bereits im Alter von 24 Jahren verfasste er aber das Sturm-und-Drang-Drama *Götz von Berlichingen*, das mit zahlreichen Konventionen brach. Am deutlichsten äußerte sich Goethes bewusst provozierende Innovation im berühmten Götz-Zitat aus dem dritten Akt: „Er aber, sag's ihm, er kann mich im Arsche lecken!" (MA 1.1, 615) Goethe hatte seinen Erstling ohne Angabe eines Verfassers erscheinen lassen – wahrscheinlich wollte er zuerst den Erfolg seines Lesedramas testen, um sich bei einem Fehlschlag wieder in die Anonymität zurückziehen zu können. Das Gegenteil war der Fall. Nach der Erstpublikation 1773 folgten schnell viele Nach- und Neudrucke. Die geheimnisvolle Aura der Anonymität wurde bald gebrochen. Die Leipziger *Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste* wusste schon bald, dass es sich um das Werk eines Frankfurter Dichters handle, dessen Namen die Leipziger mit sächsischem Zungenschlag als „Gede" wiedergaben. Der Berliner Theaterzettel vom April 1774 sprach halbrichtig von „Göde" (Hehn 1888, 50).

Der Durchbruch als Bestsellerautor gelang Goethe aber mit dem Briefroman *Die Leiden des jungen Werthers*. Auch hier setzte Goethe die kalkulierte Provokation als wichtigsten literarischen Kunstgriff ein. Der über alle Maßen liebende Werther erschießt sich, als die Angebetete seine Liebe nicht sofort erwidert. Dieser romantische Plot hätte sich noch in den etablierten Literaturgeschmack der Epoche einpassen lassen, allerdings platzierte Goethe im letzten Satz eine antiklerikale Spitze, die dem religiösen Zeitgeist diametral widersprach. Als der Selbstmörder begraben wird, heißt es: „Kein Geistlicher hat ihn begleitet" (MA 2.2, 465).

Prompt reagierten die Pastoren unter den Kritikern. Johann Caspar Lavater behauptete, Goethes Werther sei „unchristlich" und „jeglichem Anstand zuwider". Johann Melchior Goeze schimpfte, das Buch gereiche „unserer Religion zur Schande und allen unbefestigten Lesern zum Verderben" (Fuld 2012, 149). Insgesamt fiel aber die Rezeption des *Werthers* begeistert aus. Goethe selbst hielt in seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* fest: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf" (MA 16, 623).

Das erste Werk, das Goethe unter seinem eigenen Namen veröffentlichte, war das Drama *Clavigo* im Jahr 1774. Die erste Auflage des *Werthers* war 1774 noch – wie *Götz von Berlichingen* – anonym erschienen. Goethe konnte dabei schon auf den Effekt seines in Gerüchten zirkulierenden Ruhms zählen. Der durchschlagende Erfolg des Frühwerks führte auch zu einer festen Anstellung. 1775 berief Herzog Carl August von Sachsen-Weimar und Eisenach den Dichter an seinen Hof in Weimar. Das

Pflichtenheft war sehr diffus gehalten. Goethe war als Berater, Minister und Begleiter tätig. Letztlich kann man Goethes Aktivitäten in Weimar als Institutionalisierung seines frühen Dichterruhms betrachten.

Desillusionierung durch Verwaltung und Abwesenheit vom literarischen Markt

Goethes berufliches Engagement brachte auch eine deutliche Reduktion seiner Dichtertätigkeit mit sich. Er versank in administrativer Arbeit und veröffentlichte nur vereinzelte Gedichte. Der Leipziger Verleger Georg Joachim Göschen unterbreitete Goethe 1786 den Vorschlag, eine Gesamtausgabe herauszubringen. Goethe nahm das Angebot zwar an und ließ sich dafür mit 1000 Reichstalern entlöhnen. Gleichwohl musste er sich eingestehen, wie schwach seine literarische Produktion geworden war. Er hatte viele Werke angefangen, aber als Entwürfe liegen lassen. Deshalb konnte er nur wenig Neues publizieren. Die Göschen-Ausgabe erschien von 1786 bis 1790 in acht Bänden, zahlte sich aber für den Verleger nicht aus (Safranski 2013, 307–314). Goethe war für die Verleger ein schwieriger Vertragspartner. Im Jahr 1802 warnte Schiller den Verleger Johann Friedrich Cotta ganz unverblümt:

> Es ist, um es geradeheraus zu sagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Wert ganz kennt und sich selbst hoch taxiert, und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler mit ihm in Verbindung geblieben, er war noch mit keinem zufrieden und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden sein. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht. (Vollmer 1876, 455)

Goethe selbst hielt mit seiner Verachtung für den Buchmarkt nicht hinter dem Berg: „Die Buchhändler sind alle des Teufels, für sie muss es eine eigene Hölle geben" (Tietzel 1999, B3).

Auch Goethes Tätigkeit für den Herzog schuf zahlreiche Probleme, die ihn in moralische Dilemmata führten. Als Mitglied des Consiliums, des wichtigsten Beratergremiums des Herzogs, hatte Goethe 1783 auch ein Votum abzugeben im Fall der Verurteilung der Kindsmörderin Johanna Catharina Höhn. Der Herzog hatte zunächst gezögert, die Todesstrafe auszusprechen, folgte aber seinen Beratern, die eine Hinrichtung empfahlen. Goethe muss sich diese Entscheidung nicht leicht gemacht haben, weil er bereits 1772 Zeuge der Hinrichtung der Kindsmörderin Susanna Margaretha Brandt in Frankfurt geworden war. Dieses Erlebnis hatte ihn so erschüttert, dass er die Magd später als Gretchen in *Faust* auftreten ließ. Das erste Weimarer Jahrzehnt führte Goethe in eine tiefe Desillusio-

nierung. Seine Flucht nach Italien im September 1786 war Ausdruck einer Lebenskrise, die aber gerade nicht in einen Rückzug ins Private mündete.

Der Aufstieg auf den Olymp

Von allem Anfang an war die *Italienische Reise* als öffentliches Unternehmen geplant. Goethe führte ein Tagebuch, das er allerdings erst wesentlich später in stark überarbeiteter Form in den Jahren 1813 bis 1817 veröffentlichte. Zwar versuchte Goethe inkognito zu reisen, aber sein Ruhm eilte ihm voraus. In der *Italienischen Reise* findet sich die Schilderung einer bizarren Episode. Im Mai 1787 meldet sich ein englischer Fan bei Goethe in Neapel, lässt sich aber gar nicht auf einen Dialog ein. Der Verehrer begnügt sich mit einem kurzen Treffen und will den Eindruck, den er von Goethe durch die Lektüre des *Werthers* erhalten hat, nicht stören. Diese Begegnung ist eine der harmloseren Identifikationen von Autor und Held durch das Lesepublikum. Allerdings nehmen bald die negativen Effekte des Ruhms überhand. Im Februar 1788 beklagte Goethe sich in einem Brief aus Rom: „Hier sekkieren sie mich mit den Übersetzungen meines *Werthers* und zeigen sie mir und fragen, welches die beste sei und ob auch alles wahr sei! Das ist nun ein Unheil, was mich bis nach Indien verfolgen würde“ (Goethe MA 15, 608). Diese Klage war natürlich durchaus ambivalent. Goethe hatte den Ruhm durch *Werther* gesucht, geschaffen und befördert. Dass er nun als Autor dieses Jahrhundertwerks, das bereits 1775 ins Französische, 1779 ins Englische und 1781 ins Italienische übersetzt wurde, wahrgenommen wurde, musste ihn nicht erstaunen.

Nach der Rückkehr aus Italien wurde Goethes Stellung am Weimarer Hof de facto in eine Sinekure umgewandelt. Das kam nicht überall gut an. Goethe erschien nun als Höfling, der seine eigenen Werke verwaltete. Gottfried August Bürger klagte 1789 nach seinem Besuch bei Goethe: „Und vor dem hölzernen Minister / Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.“ Friedrich Schlegel ätzte 1792: „Der Inbegriff seiner Werke ist der Abdruck einer eigennützigen kaltgewordenen Seele. Der Werther, Götz, Faust, Iphigenie und einige lyrische Stücke sind der Anfang eines großen Mannes – es ist aber bald ein Höfling daraus geworden“ (Gille 2006, 251).

Goethe wandte sich nun intensiv seinen literarischen Projekten zu. In dieser Zeit stellte er auch seinen Bildungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* fertig. Besonders wichtig wurde die Etablierung der eigenen Klassizität. Nach einem schwierigen Anfang gelang es Goethe, seine Zusammenarbeit mit Friedrich Schiller zu intensivieren. 1794 näherten sich die beiden Dichter in Jena an und warfen sich bald in die Rolle der „Dioskuren“. Schiller verwendete diesen Begriff selbst in einem Gedicht und unterstrich damit den Führungsanspruch des Dichterpaars für die deutsche Literatur.

Zwar gelang es auch Schiller, seinen eigenen Ruhm zu festigen, allerdings stand in der öffentlichen Wahrnehmung immer der zehn Jahre ältere Goethe auf dem ersten Platz.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts überschlugen sich die deutschen Romantiker in ihrer Goethe-Anbetung. Goethe wurde als „Polyklet“ (Solger), „Apolls Stellvertreter“ (Herder), „Heiliger“ (David Veit), als „Mahadöh“ [Beiname des hinduistischen Hauptgottes Shiva] (Novalis), ja sogar selbst als „Gott Vater“ (Dorothea Veit) bezeichnet (Hehn 1888, 118f).

Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts regte sich jedoch Widerstand gegen die Goethe-Idolatrie. Die Brüder Schlegel kritisierten Goethes „bloß ästhetische Ansicht der Dinge“ und seine „bloß spielende, müßige, träumerische Phantasie“ (Gille 2006, 246). Der Mittfünfziger Goethe erscheint hier als Schöngeist, der sich den politischen Entwicklungen der Gegenwart verschließt.

Gleichzeitig kokettierte Goethe auch mit seinem Ruhm. Im Gedicht „Rechenschaft“ aus dem Jahr 1810 heißt es selbstbewusst: „Nur die Lumpe sind bescheiden“ (Goethe MA 9, 34).[1] Auch im *Faust* (der Tragödie zweiter Teil, 5. Akt V. 10187–10188) taucht eine Überlegung zum „Ruhm“ auf. Der Protagonist selbst ist es, der den Ruhm zugunsten der Tat abwertet: „Herrschaft gewinn' ich, Eigentum! / Die Tat ist alles, nichts der Ruhm.“ Damit setzt Faust seine Umwandlung des „Wortes“ in die „Tat“ fort, die er schon in seiner Übersetzung des Beginns des Johannesevangeliums begonnen hatte: „Im Anfang war die Tat.“ Natürlich spiegelt sich Goethe selbst in der Faust-Figur, aber er sucht für sich selbst die klassisch-mäßigende Lebenserfüllung durch den Ruhm, nicht durch die Tat aus. Am deutlichsten zeigt sich diese Selbstdefinition in der Schilderung seiner Begegnung mit Napoleon in Erfurt im Oktober 1808, als Goethe zwar dem französischen Imperator den Primat in der Tat zubilligt, sich selbst aber als Meister über das Wort präsentiert (Seibt 2008). In diese Zeit fällt auch die Niederschrift seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit*, in der er versuchte, seinen Lebensweg als organisch notwendige Entwicklung darzustellen. Gleichzeitig befriedigte er damit auch die Forderung des Publikums, dem Verfasser der erfolgreichen Werke eine menschliche Physiognomie zu geben. Bereits kurz vor seinem Tod gestand Goethe dann in einem Brief an König Ludwig I. von Bayern, dass er im Titel seiner Autobiographie das Wort „Dichtung“ gesetzt habe, um sich „des Wahren, dessen ich mir bewusst war, zu meinem Zweck bedienen zu können“ (Conrady 1985, 384).

---

[1] Die starke Deklination von „Lump“ im Nominativ Singular hat es sogar als Beleg in das Grimm'sche Deutsche Wörterbuch geschafft. *Deutsches Wörterbuch* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. München 1999. XII, Sp. 1292.

Die Selbstmonumentalisierung

Der siebzigjährige Goethe stand auf dem Gipfel seines Ruhms. Er wurde als „Olympier" und „Jupiter" verehrt. Er hatte bewusst auf diese Position hingearbeitet. Aber auch die Schattenseiten der Prominenz hatte er schon früher episodenweise erfahren. Nun stellte sich ein neues Problem. Der greise Dichter verstand, dass er nicht für seine aktuelle literarische Produktion, sondern für die früheren Bestseller verehrt wurde. Missmutig reimte Goethe:

> Da loben sie den Faust
> Und was noch sunsten
> In meinen Schriften braust
> Zu ihren Gunsten;
> Das alte Mick und Mack,
> Das freut sie sehr;
> Es meint das alte Lumpenpack
> Man wär's nicht mehr!
> (Goethe MA 9, 28)

1819 trug man sich in Frankfurt mit dem Gedanken, dem berühmten Sohn der Stadt ein Denkmal zu setzen. Allerdings wurde das Monument erst viel später im Jahr 1844 eingeweiht, also zwölf Jahre nach Goethes Tod. Neben Finanzierungsschwierigkeiten bremsten auch grundsätzliche Überlegungen dieses Vorhaben. So schrieb Goethes Freund Karl Ludwig von Knebel im Jahr 1821 in einem Privatbrief: „Die großen Ehren, die sie ihm in Frankfurt antun wollen, scheinen mir noch nicht zur rechten Zeit. Wer möchte sich – zumal im Privatzustand – lebendig vergöttern lassen? Das hebt ihn gleichsam aus aller Gesellschaft weg; denn wer möchte als Halbgott oder Heiliger unter den Menschen einhertreten?" (Kramer 2016, 319).

Möglicherweise kamen solche Bedenken aber zu diesem Zeitpunkt schon zu spät. Goethe war den Normalsterblichen schon lange entrückt. In seinem Haus am Weimarer Frauenplan vereinsamte Goethe immer mehr und führte zunehmend eine „Existenz auf dem Papier" (Staiger 1979, 92f). Dazu gehören auch die Gespräche mit seinem Privatsekretär Johann Peter Eckermann, der als treue Seele alle mehr oder auch weniger tiefsinnigen Gedanken des Dichterfürsten für die Nachwelt festhielt. Eckermann war selbst als literaturbegeisterter Pilger im Jahr 1823 in Weimar gelandet. Seine Anstellung bei Goethe war eine Win-win-Situation. Eckermann wurde zum Sprachrohr des Dichterfürsten, Goethe selbst erhielt einen willfährigen Mitarbeiter, der seine Papiere ordnete. Eckermanns Gesprächsprotokolle verhießen dem Publikum Einsicht in das Denken des wichtigsten deutschen Gegenwartsautors (Arens 2013, 17ff.). Goethe war sich dieser Erwartung bewusst und steuerte das Gespräch

natürlich oft auch auf Themen, die seiner Selbstmonumentalisierung förderlich waren. Dazu gehörte etwa auch eine abwertende Einordnung seiner „Gegner":

> Ihre Zahl ist Legion [...], doch ist es nicht unmöglich, sie einigermaßen zu klassifizieren.
>
> Zuerst nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es sind solche, die mich nicht verstanden, und die mich tadelten, ohne mich zu kennen. Diese ansehnliche Masse hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es soll ihnen verziehen sein, denn sie wussten nicht was sie taten. Eine zweite große Menge bilden sodann meine Neider. Diese Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich, durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gerne vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, so würden sie aufhören.
>
> Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Success meine Gegner geworden. Es sind begabte Talente darunter, allein sie können mir nicht verzeihen, dass ich sie verdunkele.
>
> Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frei sein. Da es mir aber mit meiner Bildung ernst war und ich an meiner Veredelung unablässig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begriffen, und es ereignete sich oft, dass sie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Diese Guten haben mich am wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich befasste mich nicht weiter damit und dachte sogleich an etwas Neues.
>
> Eine fernere große Masse zeigt sich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sagt von den Blättern eines Baumes, dass deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden, und so möchten sich auch unter tausend Menschen kaum zwei finden, die in ihrer Gesinnungs- und Denkungsweise vollkommen harmonieren. Setze ich dieses voraus, so sollte ich mich billig weniger darüber wundern, dass die Zahl meiner Widersacher so groß ist, als vielmehr darüber, dass ich noch so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich vor mir ab, denn sie war ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein stand.
>
> (Eckermann 1836 I, 145–147)

Auch aufstrebende Talente am Literatenhimmel werden in die Schranken verwiesen. So kommt Goethe auf den jungen Erfolgsautor Victor Hugo zu sprechen und hält ihn für einen Schnellschreiber:

> Wie soll Einer nicht schlechter werden und das schönste Talent zu Grunde richten [...], wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahre zwei Tragödien und einen Roman zu schreiben, und ferner, wenn er nur zu arbeiten scheint, um ungeheure Geldsummen zusammen zu schlagen. Ich schelte ihn keineswegs, dass er reich zu werden, auch nicht, dass er den Ruhm des Tages zu ernten bemüht ist; allein wenn er lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, so muss er anfangen weniger zu schreiben und mehr zu arbeiten.
> (Eckermann 1848 III, 363)

Als positives Gegenbeispiel bringt Goethe sich selbst ins Spiel. Sein intaktes Selbstbild als Autor präsentiert er mit vorgeschobener Bescheidenheit:

> Meine ganze Natur drängt mich jetzt, aus mir selber heraus auf einen größeren Kreis zu wirken, in der Literatur Einfluss zu gewinnen, und zu weiterem Glück mir endlich einigen Namen zu machen. Zwar ist der literarische Ruhm, an sich betrachtet, kaum der Mühe wert; ja ich habe gesehen, dass er etwas sehr Lästiges und Störendes sein kann; allein doch hat er das Gute, dass er den Tätig-Strebenden gewahr werden lässt, dass seine Wirkungen einen Boden gefunden, und dies ist ein Gefühl göttlicher Art, welches erhebt und Gedanken und Kräfte gibt, wozu man sonst nicht gekommen wäre. (Eckermann 1836 II, 228)

Goethe zieht eine klare Grenze zwischen Eitelkeit und wahrem Ruhm:

> Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in sich hat, und ein Mensch wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen lässt sich der Ruhm nicht und alles Jagen danach ist eitel. Es kann sich wohl jemand durch kluges Benehmen und allerlei künstliche Mittel eine Art von Namen machen. Fehlt aber dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag. (Eckermann 1848 III, 269)

Gleichzeitig versucht Goethe auch, das Feld seiner Geltung auszuweiten. Am 31. Januar 1827 insistiert Goethe darauf, dass er kein „deutscher" Autor sein wolle, sondern ein Schriftsteller der Weltliteratur: „Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muss jetzt dazu beitragen, diese Epoche zu beschleunigen" (Eckermann 1981, Kapitel 80). Natürlich war für den „Dichterfürsten" klar, dass er selbst zu den wichtigsten Autoren dieser „Weltliteratur" gehöre. Goethe betrachtete sich als jene Konsekrationsinstanz, die den Zugang zu dieser „Weltliteratur" kontrollierte. Das wurde auch von anderen Schriftstellern anerkannt, die zu ihm pilgerten. Der junge Heinrich Heine besuchte Goethe am 2. Oktober 1824. Das Gespräch wollte nicht recht Fahrt aufnehmen und Heine wurde bald entlassen, als er sagte, er arbeite selbst an einem „Faust". Der polnische Dichter Adam Mickiewicz machte dem Dichterfürsten im August 1829 seine Aufwartung. Auch hier verlief die Begegnung unspektakulär. Man unterhielt sich über Volksliteratur.

Zum Abschied erhielt Mickiewicz als Gastgeschenk eine Locke von Goethes Haupt und eine Schreibfeder. Dazu reimte Goethe einen belanglosen Zweizeiler. In den Goethe-Ausgaben erscheint der kurze Text unter dem Titel: „An den Dichter Adam Mickiewitz mit einer angeschriebenen Feder. 1829". Die sprechende Schreibfeder sagt hier: „Dem Dichter widm' ich mich, der sich erprobt / Und unsre Freundin heiter-gründlich lobt" (MA 18.1, 28). Mit der Freundin ist die polnische Pianistin Maria Szymanowska gemeint, auf deren Empfehlung hin Goethe den jungen Mickiewicz überhaupt zu sich vorließ. Überhaupt galt Goethe für viele kultivierte Besucher aus dem Ausland als Sehenswürdigkeit. Manchmal wollten die Gäste den berühmten Olympier einfach nur betrachten. Dabei beschränkte sich die Konversation bisweilen nur auf wenige Sätze oder es wurde überhaupt geschwiegen – wie das bereits mit dem englischen Fan in Neapel der Fall war (Guthke 2018, 117–152).

In den Jahren 1827 bis 1830 gab Goethe bei Cotta eine vierzigbändige Werkausgabe letzter Hand heraus. Goethe sah die Texte noch einmal durch und ordnete sie in der Reihenfolge, in der er sie der Nachwelt präsentieren wollte.

In den Jahren 1828 und 1829 gab Goethe bei Cotta seinen Briefwechsel mit Schiller in sechs Bänden heraus. Goethe selbst bezeichnete die Publikation als „große Gabe" für das deutsche Volk. Nicht alle folgten Goethes Selbstbeweihräucherung. 1830 verfasste Christian Dietrich Grabbe seinen Essay *Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe* und ließ seiner Wut auf Goethes „blinde Eitelkeit" freien Lauf (Grabbe 1987, 404). Noch viel heftiger griff Ludwig Börne den Dichterfürsten ebenfalls im Jahr 1830 an: „Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper. [...] Er ist ein grauer Star im deutschen Auge [...]. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehasst, seit ich denke, weiß ich warum" (Gille 2006, 249). Für den demokratisch eingestellten Börne war Goethe ein Ärgernis, weil der Frankfurter Patriziersohn für die Verteidigung einer geheimnisvoll geordneten bürgerlichen Ordnung stand.

Goethes richtige und falsche Annahmen über den eigenen Ruhm

Zwar war sich Goethe bewusst, dass er in der Literatur die denkbar höchste Stellung errungen hatte. Allerdings jagte er sein ganzes Leben einem anderen Phantom nach. Goethe erlag der Illusion, dass sein literarischer Ruhm vergänglich sei, dass er aber als Naturwissenschaftler in die Annalen der Menschheit eingehen werde. In dieser Disziplin gab es mehrere Themen, in denen sich Goethe als Experte sah. Bereits auf der *Italienischen Reise* notierte er in Neapel am 17. Mai 1787: „Die Urpflanze wird

das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll" (MA 15, 394). Dieselbe Urpflanze ist auch Thema in Goethes Schilderung seiner ersten Bekanntschaft mit Schiller im Jahr 1794. Später kam noch die Farbenlehre dazu. Am 26. Februar 1829 bekannte Goethe gegenüber Eckermann: „Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Dass ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute" (Eckermann 1836 II, 86). Schließlich betrachtete sich Goethe auch als Fachmann in der Erdkunde. Als überzeugter „Neptunist" vertrat er die Ansicht, dass die Erdkruste sich in ihrer aktuellen Gestalt durch den Einfluss des Wassers und nicht durch Vulkanismus herausgebildet habe. Damit widersprach er dem Naturforscher Alexander von Humboldt, der die „vulkanistische" Position vertrat (Conrady 1985, 567).

Goethes naturwissenschaftliche Autorität hat sich bekanntlich nicht durchgesetzt. Umso wichtiger war das Fundament, das Goethe selbst als Architekt seines eigenen Ruhms gelegt hatte. Nach der Reichsgründung wurde Goethe zum deutschen Nationaldichter stilisiert. Dabei traten politische Aspekte in den Hintergrund, Goethe stand für die Selbstaufwertung der deutschen Kulturnation, die endlich ihren eigenen Staat errungen hatte (Nutz 1994, 605–637). In den Literaturgeschichten, die nun reihenweise entstanden, nahm Goethe unbestritten den wichtigsten Platz ein. Parallel zu dieser nationalen Vereinnahmung entwickelte Rudolf Steiner unter Berufung auf Goethes Schriften seine Anthroposophie. Seine Goethebegeisterung materialisierte sich buchstäblich in der Errichtung des ersten Goetheanums in Dornach (1913–1922). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts betrieben vor allem Friedrich Gundolf und andere Mitglieder des Stefan-George-Kreises einen schwärmerischen Goethekult. Während der NS-Zeit spielte der gemäßigte Goethe gegenüber dem stürmerischen Schiller eine untergeordnete Rolle (Klassiker in finsteren Zeiten 1983, 73). Thomas Manns goethekritischer Roman *Lotte in Weimar* konnte 1939 nur noch im Exilverlag Bermann-Fischer in Schweden erscheinen. Mit diesem Werk war ein Wendepunkt erreicht: Thomas Mann verehrte Goethe zwar, meinte aber, dass die Würde des deutschen Nationaldichters nun auf ihn übergegangen sei. Das aber ist bereits eine neue Geschichte, wie ein deutscher Autor zum Architekten seines eigenen Ruhms wurde.

Literatur

Arens, Katherine. „Polydeuces in Weimar: Goethe's Self-Fashioning". *Celebrity: The Idiom of a Modern Era*. Hrsg. Bärbel Czennia. New York: AMS press, 2013. 167–189.

Conrady, Karl Otto. Goethe. *Leben und Werk*. Königstein: Athenäum, 1985, Bd. II.

Eckermann, Johann Peter. *Gespräche mit Goethe*. Frankfurt a.M.: Insel, 1981. Projekt-gutenberg.org. https://projekt-gutenberg.org/authors/johann-peter-eckermann/books/johann-peter-eckermann-gespraeche-mit-goethe/ (19.7.2026).

Eckermann, Johann Peter. *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Zwei Bände. Leipzig: Brockhaus, 1836.

Johann Peter Eckermann. *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Drei Bände. Leipzig: Brockhaus, 1848.

Eissler, Kurt R. *Goethe. Eine psychoanalytische Studie, 1775–1786.* 2 Bände. München: Fischer, 1987.

Fuld, Werner. *Das Buch der verbotenen Bücher. Universalgeschichte des Verfolgten und Verfemten von der Antike bis heute.* Berlin: Galiani, 2012.

Gille, Klaus F. „‚Ein grauer Star im deutschen Auge'. Ludwig Börne und Goethe". *Weimarer Beiträge* 52 (2006): 245–257.

Goethe, Johann Wolfgang. „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand". *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. 1.1. Der junge Goethe 1757–1775. Hrsg. Gerhard Sauder [Münchner Ausgabe] Bd. 1.1. München, Wien: Carl Hanser, 1985. 549–653. [MA 1.1].

Goethe, Johann Wolfgang. „Die Leiden des jungen Werthers". *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. 2.2. Erstes Weimarer Jahrzehnt 1775–1786.* Hrsg. Hannelore Schlaffer, Hans J. Becker, Gerhard H. Miller, Johann Neubauer [Münchner Ausgabe] Bd. 2.2. München, Wien: Carl Hanser, 1987. 346–465. [MA 2.2].

Goethe, Johann Wolfgang. *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. 9. Epoche der Wahlverwandtschaften 1807–1814.* Hrsg. Christoph Siegrist, Hans J. Becker, Dorothea Hölscher-Lohmeyer, Norbert Miller, Gerhard H. Müller, John Neubauer [Münchner Ausgabe] Bd. 9. München, Wien: Carl Hanser, 1987 [MA 9].

Goethe, Johann Wolfgang. *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. 15. Italienische Reise.* Hrsg. Andreas Beyer, Norbert Miller in Zusammenarbeit mit Christof Thoenes [Münchner Ausgabe] Bd. 15. München, Wien: Carl Hanser, 1992 [MA 15].

Goethe, Johann Wolfgang. *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens.* 16. Dichtung und Wahrheit. Hrsg. Peter Sprengel [Münchner Ausgabe] Bd. 16. München, Wien: Carl Hanser, 1985 [MA 16].

Goethe, Johann Wolfgang. *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. 18.1. Letzte Jahre 1827–1832.* Hrsg. Gisela Henckmann und Dorothea Hölscher-Lohmeyer [Münchner Ausgabe] Bd. 18.1. München, Wien: Carl Hanser, 1997 [MA 18.1].

Grabbe, Christian Dietrich. „Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe". *Grabbes Werke in zwei Bänden.* Bd. II. Berlin, Weimar: Aufbau, 1987. 387–410.

Guthke, Karl S. „Opening Goethe's Weimar to the World: Travellers from Great Britain and America". Ders.: *Exploring the Interior. Essays on Literary and Cultural History.* Hrsg. Ders. Cambridge: Open Book Publishers, 2018. 117–152.

Hehn, Victor. „Gedanken Goethe und das Publikum. Eine Literaturgeschichte im Kleinen". *Gedanken über Goethe.* Hrsg. Ders. Berlin: Deutsche Buch Gemeinschaft, 1888. 50–189.

Klassiker in finsteren Zeiten 1933–1945. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum. Bd. 1. Marbach 1983.

Kramer, Olaf. „Goethe – Denkmäler für den Repräsentanten der Nationalliteratur". *Fassaden Botschaften.* Hrsg. Joachim Knape und Anton Schindling. Wiesbaden: Harrassowitz, 2016. 318–357.

Mann, Thomas. *Lotte in Weimar. Roman.* Stockholm: Bermann-Fischer, 1939.

Nutz, Maximilian. „Das Beispiel Goethe. Zur Konstituierung eines nationalen Klassikers". *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert.* Hrsg. Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 1994. 605–637.

Safranski, Rüdiger. *Goethe. Kunstwerk des Lebens.* München: Hanser, 2013.

Seibt, Gustav. *Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung.* München: C.H. Beck, 2008.

Staiger, Emil. *Goethe.* Bd. III. Zürich, München: Artemis, 1979.

Tietzel, Manfred: Goethes Strategien bei der wirtschaftlichen Verwertung seiner Werke. *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* 166 (1999), Beilage Buchhandelsgeschichte, B2–B18.